

## Der Gebrauch der Fremde

### Wanderschaft in der Autobiographik von Handwerkern

Versuche, die Lebensweise und Mentalität des „alten Handwerks“ allgemein zu charakterisieren, evozieren oftmals ein Leben, das von der Wiege bis zur Bahre von der Zunft erfaßt und verfaßt ist.<sup>1</sup> Vom einfachen Handwerksmann ist dann die Rede, dessen Denken von einem „Kollektivgedanken“<sup>2</sup> geprägt wäre, der zäh am

1 Vgl. Rudolf Stadelmann u. Wolfram Fischer, Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes, Berlin 1955, 80; Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main, 1982, 128 f. u. 132; Sigrid Fröhlich, Die soziale Sicherung bei Zünften und Gesellenverbänden. Darstellung, Analysen, Vergleich, Berlin 1976, 77–80; Helmut Möller, Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur, Berlin 1969, 99 f. Als „Modell“ findet sich das „alte Handwerk“ etwa bei Friedrich Lenger, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt am Main 1988, 13 ff. Vom „Anspruch auf die Integration aller Lebensäußerungen und deren normativer Regulierung“ spricht Hans-Jörg Zerwas, Arbeit als Besitz. Das ehrbare Handwerk zwischen Bruderliebe und Klassenkampf 1848, Reinbek bei Hamburg 1988, 43.

2 Rudolf Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. Bearbeitet von Ernst Schraepler, Berlin 1974, Bd. 7, 451 u. 457. Dieser Ausdruck fehlt an der entsprechenden Stelle der 1. Auflage. Hingegen sind dort ein „bruderschaftlicher Gedanke“, ein „Geist der Zusammengehörigkeit“ und die Zunft als „große Familie“ zu finden, vgl. ebd., Berlin 1929, Bd. 1, 404, 319, 390. Von „Korpsgeist“ spricht Werner Krebs, Alte Handwerksbräuche. Mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz, Basel 1933. Zunft und Gesellenverbände betrachtet Jürgen Schlumbohm als „Ausdruck dieser Kollektivität der Handwerkswirtschaft und des Handwerkerlebens“ und er vermutet: „Vielleicht gab es tatsächlich so etwas wie eine kollektive Gesamt-Persönlichkeit solcher Gruppen“, ders., Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden 1700–1850, München 1983, 214 u. 225; vgl. auch ders., ‚Traditionale‘ Kollektivität und ‚moderne‘ Individualität. Einige Fragen und Thesen für eine historische Sozialisationsforschung. Kleines Bürgertum und gehobenes Bürgertum in Deutschland um 1800 als Beispiel, in: Rudolf Vierhaus, Hg., Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg 1981, 265–320, hier 269. „In jedem

Überlieferten festhalte, dem Tradition alles, persönliche Initiative und Leistung fast nichts gelten würde.<sup>3</sup> Der Handwerker als „traditionaler Mensch“<sup>4</sup> ist ein Handwerker und sonst nichts. Recht und Gewohnheit, Brauch und Herkommen, Nahrung und Ehre bestimmen sein Leben.<sup>5</sup> Versuche einer differenzierteren Sicht haben gegenüber einer derartigen Wesensvorstellung nur sekundäre Bedeutung – so sie überhaupt unternommen werden.<sup>6</sup>

Zu den Traditionen des Handwerks gehört auch die Wanderschaft. Sie war Element einer überregionalen Gesellenkultur, deren kollektive Praktiken und symbolische Formen nicht bloß die Zugehörigkeit zum Handwerk kontrollierten, sondern auch die Integration und Unterstützung fremder Gesellen ermöglichten. So ist es allgemein üblich, die Wanderschaft als Sozialisierungsinstanz und als Lebensphase der beruflichen Identitätsfindung<sup>7</sup> zu betrachten. Identität in diesem Sinn

einzelnen Meister spiegelte die Zunft sich ab“, meint Clemens Theodor Perthes, *Das Herbergswesen der Handwerksgelesen* (1855), Gotha 1883, 3. Wilhelm Stieda schreibt: „Aber nicht nur wirtschaftlich griff die Zunft rücksichtslos in den freien Willen der Individuen ein“, und: „Die Zunft erfaßte mithin, wie man sieht, den Menschen nicht in einer bestimmten Richtung; sie wandte sich nicht an den Gewerbsmann allein in ihm, sondern sie bemächtigte sich seiner ganzen Persönlichkeit“, Wilhelm Stieda, *Zunftwesen*, in: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, hg. v. J. Conrad u. a., Bd. 8, Jena 1911, 1088–1111, hier 1098 f.; zur Vorstellung von Menschen ohne Individualität vgl. Klaus Bergmann, *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der „kleinen Leute“ und Außenseiter*, Opladen 1991, 54 ff.

3 Vgl. Wolfram Fischer, Hg., *Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks. Selbstzeugnisse seit der Reformationszeit*, Göttingen u. Berlin, 1957, 19.

4 Vgl. etwa Bernd Neumann, *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt am Main 1970, 168 ff.; Schlumbohm, *Kollektivität*, wie Anm. 2; Christa Hämmerle, *Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs in der populären Autobiographie*, in: Hermann Heidrich, Hg., *Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990*, Bad Windsheim 1991, 36–60, hier 37; Gerd Mutz u. Irene Kühnlein, *Im Spannungsfeld zwischen Kollektiv- und Individualbiographie. Ein Fallbeispiel zum Umgang mit unterschiedlichen biographischen Konstruktionsmustern*, in: *BIOS* 6 (1993), 47–69, hier 48; Günter Burkart, *Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen*, in: *BIOS* 8 (1995), 59–88, hier 59; Hanns-Georg Brose u. Bruno Hildenbrand, *Biographisierung von Erleben und Handeln*, in: dies., Hg., *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen 1988, 11–30, hier 12.

5 Vgl. Zerwas, *Arbeit*, wie Anm. 1, 15 u. 32.

6 Dagegen findet sich eine systematische Differenzierung hinsichtlich der Wanderschaft zum Beispiel bei Reinhold Reith, *Arbeitsmigration und Gruppenkultur deutscher Handwerksgelesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: *Scripta Mercaturae. Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 23 (1989), 1–35.

7 Vgl. Rainer S. Elkar, *SCHOLA MIGRATIONIS. Überlegungen und Thesen zur neuzeitlichen Geschichte der Gesellenwanderungen aus der Perspektive quantitativer Untersuchungen*, in: Klaus Roth, Hg., *Handwerk in Mittel- und Südosteuropa. Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts*, München 1987, 87–108, hier 107 f.

hätte die Anpassung an kollektive Wertmuster und Verhaltensweisen zur Voraussetzung. Normierungsansprüche und Normierungspraktiken, kollektive Handlungen und Argumentationsstrukturen stehen dabei im Mittelpunkt. Um Bildung in einem bürgerlich-emphatischen Sinn soll es sich nicht handeln.

Solche Wanderschaft hat auf den ersten Blick kaum etwas mit einer Reise gemein. Denn während sich der Reisende angesichts der Fremde entwickeln soll, ja Reise per se schon Metapher für die Entwicklung und Entfaltung des Individuums ist,<sup>8</sup> schätzen Zeitgenossen den Bildungsgewinn der Wanderschaft oft gering, weil sie fürchten, die Gesellen würden immer weniger statt mehr zu Handwerkern: „Ein ausgelernerter Geselle, der nur Kopf und seine Lehrjahre mit Nutzen verwandt hat, besitzt in seiner Art oft mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten als der auf der langen Wanderschaft grau gewordenen Geselle. Dieser Alte ist wahrscheinlich viel um die Welt gereist; aber leider! wenig hineingekommen. Ueberdies hat er dabey auch seine Profession fast ganz vergessen, und wenig oder gar keinen Zuwachs an Sittlichkeit erhalten.“<sup>9</sup> Auch die historische Forschung hat die Bildung der Handwerker wie den Beitrag der Wanderschaft dazu immer wieder abschätzig beurteilt. Die Gesellen wären in Handwerksbrauch und Herbergsmoral so heimisch, daß es ihnen trotz teilweise recht spektakulärer Reisen gelinge, den „kleinbürgerlich“ engen Gesichtskreis beizubehalten.<sup>10</sup> Der Handwerker scheint auch in der Fremde lediglich immer mehr zum Handwerker zu werden. In diesem Sinne schreibt Rainer S. Elkar: „Die Wanderschaft war geeignet, Kulturerfahrungen zu vermitteln. Das bedeutet, daß der junge Handwerker typische Gedanken und Wahrnehmungen internalisierte, Gebräuche und Verhaltensweisen einübte, die seine Gruppenkultur konstituierten. Er verwandelte ein kollektives in ein individuelles Erbe. Solange Wanderschaft als Institution wirkte und fort dauerte – und dies reichte mindestens bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn einmal von der Wiederbelebung in der Gegenwart abgesehen wird – so lange funktionierte Wanderschaft als ein System unendlicher Verdopplung der Gruppenkultur“.<sup>11</sup> In dieser Einschätzung von

8 Vgl. Helmut Hundsichler, Selbstzeugnisse mittelalterlicher Reisetätigkeit und historische Migrationsforschung. Mit Ausblicken bis gegen 1800, in: Gerhard Jaritz u. Albert Müller, Hg., Migration in der Feudalgesellschaft, Frankfurt am Main u. New York 1988, 351–369, hier 359 f.; Gert Sautermeister, Reisen über die Epochenschwelle. Von der Spätaufklärung zum Biedermeier, in: Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger, Hg., Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen, Heidelberg 1986, 271–293, hier 271.

9 Kurze Darstellung einiger Handwerks-Mißbräuche, und Vorschläge, wie solche zu verbessern seyn könnten. Von einem Unstudirten. Nebst einer gekrönten Preisschrift über das Wandern der Handwerksgesellen, Halle 1800, 33.

10 Möller, Familie, wie Anm. 1, 275.

11 Elkar, SCHOLA, wie Anm. 7, 107 f.; vgl. Wilfried Reininghaus, Wanderungen von Handwer-

Handwerk und Wanderschaft als traditionale Zusammenhänge mit all den erwähnten Implikationen stimmen zeitgenössische Kommentare und Geschichtsschreibung ebenso überein wie viele neue historische Arbeiten.

Stützte sich die traditionelle Historiographie hauptsächlich auf bestimmte Lesarten normativer Quellen,<sup>12</sup> traten sozialgeschichtliche, quantifizierende Untersuchungen und die Migrationsforschung immer wieder mit dem Anspruch auf, dieser Reduktion eine sozialgeschichtliche Empirie, aus der Wirklichkeit abgeleitet werden könne, entgegenzustellen.<sup>13</sup> Beide Ansätze untersuchen allerdings Dokumente, die hergestellt wurden, um die wandernden Handwerker zu kontrollieren, um sie einer einheitlichen (zünftischen und/oder obrigkeitlichen) Behandlung zugänglich zu machen. Diese Dokumente trugen wesentlich dazu bei, das, was sie zu normieren, zu beschreiben und zu verwalten vorgaben, hervorzubringen – nämlich die relativ einheitliche Gruppe der Handwerker, im Extrem: den Handwerker.

So erscheint weniger eine unterstellte homogene und traditionale Gruppenkultur von der „unendlichen Verdoppelung“ betroffen als bestimmte – sehr wirkungsmächtige – soziale Phantasmen, wie zum Beispiel der fiktive Gegensatz von Kollektiv und Individuum: Nach diesem Schema ist der einzelne Handwerker bloß als Effekt des Kollektivs, oder aber als dessen Widerpart, als dem Kollektiv ent-

kern zwischen hohem Mittelalter und Industrialisierung. Ein Versuch zur Analyse der Einflußfaktoren, in: Jaritz u. Müller, Migration, wie Anm. 8, 179–215, hier 179.

12 Es handelt sich um eine bestimmte Lesart dieser Quellen, die nicht die Verbindung zu einem aktuellen Anlaß, die Entstehung dieser Quellen, das Aushandeln der Normen berücksichtigte, vgl. auch Albert Müller, Arbeitsverbote und soziale Disziplinierung im städtischen Handwerk des Spätmittelalters. Das Fallbeispiel Wiener Neustadt, in: Gerhard Jaritz u. Käthe Sonnleitner, Hg., Wert und Bewertung von Arbeit im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Herwig Ebner zum 65. Geburtstag, Graz 1995, 151–184, hier 162.

13 Zur sozialgeschichtlichen Erforschung der Wanderschaft und handwerklicher Migration vgl. beispielsweise Josef Ehmer, Die Herkunft der Handwerker in überregionalen städtischen Zentren: Zürich, Wien und Zagreb zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Klaus Roth, Hg., Handwerk in Mittel- und Südosteuropa. Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts, München 1987, 47–67; Josef Ehmer, Tramping Artisans in nineteenth-century Vienna, in: David Siddle, Hg., Migration, Mobility and Modernisation in Europe, Liverpool 1997 (im Druck); Josef Ehmer, Worlds of Mobility: Migration Patterns of Viennese Artisans in the 18th century, in: Geoffrey Crossick, Hg., The Artisan and the European Town 1500–1900, Aldershot 1997, 172–199; Helmut Bräuer, Gesellenmigration in der Zeit der industriellen Revolution. Meldeunterlagen als Quellen zur Erforschung der Wanderbeziehungen zwischen Chemnitz und dem europäischen Raum. Hg. vom Stadtarchiv Karl-Marx-Stadt anlässlich des II. Internationalen handwerksgeschichtlichen Symposiums in Veszprém (VR Ungarn), Karl-Marx-Stadt 1982; ders., Wandernde Handwerksgesellen um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Chemnitz, in: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 24 (1980), 77–89; Reininghaus, Wanderungen, wie Anm. 11;

gegengesetztes Prinzip denkbar. Die kollektive Rhetorik und das Agieren in der Gruppe funktionieren anders als die Selbstbeschreibung. Dies bildet aber per se keinen Widerspruch, sondern entspricht den Erfordernissen und Potentialen verschiedener Kontexte und Situationen.

Der Nürnberger Schneider Händler schämt sich gegenüber seinen Schulkameraden, wie er gegen 1798 berichtet, als er den Schulunterricht abbrechen muß, um eine Lehre zu beginnen. Seine Wanderschaft nützt Händler, wie es scheint, nicht um seine Bildungsambitionen weiterzuverfolgen, sondern für verschiedene Versuche, sich seiner Profession zu entledigen. Er bemüht sich, in Herrendienst zu kommen, selbst als er bereits Meister ist. Doch all die Distanz zum eigenen Gewerbe und die vielfachen Anstrengungen, ein anderes Auskommen zu finden, hindern ihn nicht daran, den miterlebten Gesellenstreik in Leipzig ohne Vorbehalte in der Sprache des Kollektivs – „uns Gesellen“ – zu beschreiben.<sup>14</sup> Sein Unglück am Gewerbe macht ihn noch nicht zum Außenseiter, und offenbar läßt sich von Individualität und Kollektiv ein sehr flexibler – praktischer – Gebrauch machen.

Mit den Gebrauchsweisen von Wanderschaft beschäftige ich mich in meiner Forschungsarbeit<sup>15</sup> anhand autobiographischer Schriften. Wenn diese Quellen schon des öfteren von Historikern verwendet wurden, dann doch meist nur, um ihnen illustratives Material für anderwärtig gewonnene Vorstellungen zu entnehmen.<sup>16</sup> Die Handwerksgeschichte hat ihre Annahmen über das Handwerk immer wieder *mit* autobiographischen Texten illustriert oder ihre Vorstellungen umgekehrt *gegen* die Schriften der Handwerker verteidigt, indem nach meist recht undurchsichtigen Kriterien typische Texte von untypischen unterschieden wurden.

14 Biographie eines noch lebenden Schneiders von ihm selbst geschrieben (J. C. Händler) o. O. (Nürnberg) 1798, 33 ff.

15 Im Rahmen eines von Josef Ehmer geleiteten Forschungsprojektes „Mobilität und Stabilität im Wiener Zunfthandwerk von 1740–1860“ (gefördert vom Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung).

16 Neben den bereits genannten Texten vgl. auch Wolfram Fischer, Arbeitermemoiren als Quellen für Geschichte und Volkskunde der industriellen Gesellschaft, in: ders., Hg., Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen 1972, 214–223; Schlumbohm, Kinderstuben, wie Anm. 2; Wolfgang Emmerich, Hg., Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. Bd. 1: Anfänge bis 1914, Reinbek bei Hamburg 1974; Ursula Münchow, Frühe deutsche Arbeiterautobiographie, Berlin 1973; Frieder Stöckle, Ein württembergischer Korbmacher. Zur Lebensgeschichte eines alten Handwerkers, in: Andreas Gestrich u. a., Hg., Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, 109–125; Wilhelm Wadl, Studien zur sozialen Mobilität von Handwerksgesellen im 19. Jahrhundert, in: Carinthia I (1988), H. 178, 279–351; zur Rezeptionsgeschichte vgl. Andreas Griebinger, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main, Berlin u. Wien 1981, 48–57.

Manche Texte scheinen einfach zu passend und illustrativ, um auf sie verzichten zu können – vor allem, wenn sie so einfach zugänglich sind wie etwa *Gut Gesell', und du mußt wandern*, das 1938 im Blut und Boden Verlag erschien. Rainer S. Elkar schließt aus dem kurzen Ausschnitt des Autographs, daß „Editor Zollhoefer wohl zuverlässig gearbeitet hat.“<sup>17</sup> Immerhin gibt Zollhoefer selbst zu, daß er die Aufzeichnungen stilistisch bearbeitet, „von Störendem befreit“, „die nach dem damaligen Zeitgeschmack allzuhäufig eingestreuten Fremdworte meist verdeutscht, aus dem Rahmen fallende schwülstigere Stellen dem im allgemeinen natürlichen Ton angeglichen, zahlreiche moralisierende Einschübe und Betrachtungen teils gestrichen, teils gekürzt (hat), um das Werk dem Leser von heute mundgerechter zu machen“ – alles „zu Ehren des deutschen Handwerks und zur Freude aller wanderfrohen deutschen Jugend“.<sup>18</sup> Griebinger weist auf diese Problematik hin,<sup>19</sup> verwendet den Text jedoch auch selbst, indem er eine längere Passage zitiert, in der, wie er meint, Riedel seine zur „Desorientierung“ führenden Erfahrungen namhaft macht.<sup>20</sup> Diese Rede führt im Text allerdings nicht der Erzähler, sondern dessen Bruder, der jenen nicht überzeugen kann und schließt: „Ich habe in den Wind geredet.“<sup>21</sup> Aber die Passage illustriert eine These, die auch so schon plausibel war. So wie Zerwas die Einschätzung von geringer Arbeitsteilung im Handwerk (alle beherrschen alle Arbeitsmittel) ausgerechnet mit den Aufzeichnungen Bechstedts illustriert, der immer wieder ausführlich berichtet, welche Qualifikations- und Aufstiegsmöglichkeiten sich ihm in Bäckereien bieten.<sup>22</sup> Ein Meister droht diesem Gesellen sogar mit der Polizei, falls dieser, vom „Jodl“ zum „Ausschütter“ aufgestiegen, etwas verderben sollte.<sup>23</sup>

Es kann nicht wundern, daß der Gerber Dewald von Emmerich für „regressiv (...) antikapitalistisch“<sup>24</sup> gehalten wird, während Stadelmann und Fischer konstatieren, er zeige „das Ringen der alten Ehrbarkeit mit der neuen Welt der technischen Leistung im Herzen eines deutschen Handwerksmanne“,<sup>25</sup> der sich, nachdem er seine Wanderschaft mit beständigen Klagen über unzüftiges Verhalten absolviert und den „großen Wendepunkt“ „halbbewußt“ erlebt habe, schließlich für das Neue entscheide.<sup>26</sup>

17 Rainer S. Elkar, Die Mühsal der Walz. Selbstzeugnisse wandernder Handwerksgehlen als Quellen für die Sozial- und Bildungsgeschichte des Handwerks im 19. Jahrhundert, in: II. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 21.–26. August 1982, Veszprém 1983, Bd. 1, 293–313, hier 294.

18 Friedrich Zollhoefer, Nachwort, in: *Gut Gesell', und du mußt wandern*. Aus dem Reisetagebuch des wandernden Leinewebergesehlen Benjamin Riedel 1803–1816, Goslar 1938, 177 f.

19 Vgl. Griebinger, Kapital, wie Anm. 16, 50 u. 55.

20 Ebd., 84.

21 Riedel, Gesell, wie Anm. 18, 159.

22 Vgl. Christian Wilhelm Bechstedt, *Meine Handwerksburschenzeit 1805–1810*. Hg. v. Charlotte Francke-Roesing (1925), Berlin 1991, 240; Zerwas, Arbeit, wie Anm. 1, 29 f.

23 Bechstedt, Handwerksburschenzeit, wie Anm. 22, 341 f.

24 Emmerich, Lebensläufe, wie Anm. 16, 19.

25 Stadelmann u. Fischer, Bildungswelt, wie Anm. 1, 93.

26 Fischer, Quellen, wie Anm. 3, 13.

Die Texte von Moritz, Jung-Stilling, Braeker und Zelter sind für Griebingers Fragestellungen als literarische Autobiographien aufgrund ihrer „stilisierten Kunstform“ nicht brauchbar,<sup>27</sup> während Stadelmann und Fischer Braeker eine „naive Fülle“ zugestehen.<sup>28</sup> Daß die Wanderschicksale Steubes „nicht sehr kennzeichnend für die Lebensweise des seßhaften Handwerkers sind“,<sup>29</sup> verwundert nicht, daß seine Geschichte wie die von Händler und Sachse auch „blaß“ wirke, wie Fischer meint, jedoch schon.<sup>30</sup> Griebinger wiederum findet Steube zu abenteuerlich.

Die Aufsteiger scheint man manchmal vorzuziehen oder für glaubwürdiger zu halten: Vielleicht weil etwa bei Klöden oder Moritz recht drastisch handwerkliche Barbarei geschildert wird.<sup>31</sup> Fischer begründet eine solche Quellenauswahl: „Vielmehr sollten die zitierten Stellen in Form und Inhalt echte Produkte handwerklich-kleinbürgerlicher Geistesart sein. Dabei wurde den naiven Aufzeichnungen der Vorzug vor den reflektierten gegeben. Aber die Spärlichkeit unverfälschter Handwerkermemoiren, deren Gründe für jeden, der die soziale Geistesgeschichte kennt, auf der Hand liegen, macht es nötig, hie und da (...) Zeugnisse von Männern zu bringen, die wohl aus dem Handwerk hervorgegangen sind, aber im Laufe ihres Lebens darüber hinauswuchsen.“<sup>32</sup> Nur indem die Widersprüche der Quellen systematisch ignoriert werden, kann man umstandslos zeigen, was man zeigen will.

Gegen die Aussagekraft solcher Dokumente wurden mitunter pauschale Einwände erhoben: Von „ursprünglichen Dokumente(n), die unreflektiert und gleichsam natürlich vom Leben des einfachen Handwerksmannes erzählen“,<sup>33</sup> schreibt etwa Wolfram Fischer 1957, und 1972 problematisiert er: „Gerade die Tatsache, daß die meisten schriftlichen Zeugnisse aus dem ‚niederem Volk‘ – um diesen sowohl dem Historiker als auch dem Volkskundler vertrauten Terminus beizubehalten – weitgehend von den oberen Ständen vorgeprägt sind, daß konventionelle Formen und bereitstehende Sprachhülsen benutzt werden, macht deutlich, vor welchen methodischen Problemen man bei ihrer Verwertung steht.“<sup>34</sup> Rainer S. Elkar geht dann noch über einen solchen Verzerrungsverdacht hinaus und meint, daß eigentlich schon die Schriftlichkeit Zeugnis von der Entfremdung von der wesentlich mündlichen und wesentlich durch Arbeit geprägten Kultur des Handwerks ablegen würde.<sup>35</sup> Ähnlich meint auch Michael Stürmer: „Aber insgesamt bleibt trotz aller

27 Griebinger, Kapital, wie Anm. 16, 56.

28 Stadelmann u. Fischer, Bildungswelt, wie Anm. 1, 25.

29 Ebd., 27.

30 Fischer, Quellen, wie Anm. 3, 15.

31 Vgl. Schlumbohm, Kinderstuben, wie Anm. 2, 225.

32 Fischer, Quellen, wie Anm. 3, 21 f.

33 Ebd., 9.

34 Fischer, Arbeitermemoiren, wie Anm. 16, 215.

35 Vgl. Rainer S. Elkar, Reisen bildet. Überlegungen zur Sozial- und Bildungsgeschichte des Rei-

Theaterbesuche, trotz aller Literatur, trotz aller Beflissenheit ihre Bildungswelt eng beschränkt, ist ihre Kultur nicht schriftlich.“<sup>36</sup> Diesem Bild des Handwerkers, der gerade in der Lage sein soll, „mit zittriger Hand“ zu unterschreiben,<sup>37</sup> stehen einige hundert Texte von oft recht beträchtlichem Umfang gegenüber.<sup>38</sup> Darf man sie, gemäß der Forschungsmeinung, nur ein illiterater Handwerker wäre ein richtiger Handwerker, nicht als Teil handwerklicher Kultur betrachten?

Allerdings scheint das verstärkte Interesse an Selbstzeugnissen in den letzten Jahrzehnten doch auch zu neuen Befunden über die „Schriftferne“ der unstudierten gesellschaftlichen Gruppen geführt zu haben.<sup>39</sup> Überdies haben solche weitreichenden skeptischen Äußerungen gegen einzelne Texte oder gegen die Aussagekraft solcher Schriften insgesamt und die Ungereimtheiten bei ihrer Interpretation bis dato nicht dazu geführt, daß Handwerkshistoriker von diesem Quellentypus abgelassen hätten, und das oftmals scharf formulierte Problembewußtsein scheint bislang kaum produktiv zu konzeptionellen und methodischen Änderungen geführt zu haben.

Nimmt man die Autobiographik jedoch als gleichwertige zu den üblichen Quellen hinzu, so ergibt sich die Möglichkeit, die herrschenden Perspektiven der Zünfte und der Obrigkeit zu ergänzen, um systematisch einen Raum an möglichen Gebrauchsweisen von Wanderschaft zu erarbeiten. So lassen sich unterschiedliche Orientierungssysteme erkennen, die ganz verschiedene Arten begründen, Handwerker zu sein, und die zugleich über die vorgebliche Enge des Handwerks hinausweisen. Was wichtig ist und was nicht, kann kaum mehr durch irgendwelche (schon wie selbstverständlich) feststehende Unterteilungen in Objektives und Subjektives entschieden werden: „Die sorgfältige Analyse der aussagekräftigen Details, die

sens während des 18. und 19. Jahrhunderts, in: B. I. Krasnobaev, Gert Robel u. Herbert Zemann, Hg., Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung, Berlin 1980, 51–82, hier 72 f.

36 Michael Stürmer, Hg., Herbst des alten Handwerks. Meister, Gesellen und Obrigkeit im 18. Jahrhundert, München u. Zürich 1986, 155.

37 Gerhard Schwarz, „Nahrungsstand“ und „erzwungener Gesellenstand“. Mentalité und Strukturwandel des bayerischen Handwerks im Industrialisierungsprozeß um 1860, Berlin 1974, 42.

38 Nach meinen Recherchen wie auch nach Sven Steffens, Über Handwerkerautobiographien und die Erinnerungen des Johann Kirchgäesser (1821–1911), in: Johann Kirchgäesser, Aus meinem Leben. Die Erinnerungen eines Handwerksmeisters aus dem 19. Jahrhundert. Hg. v. Klaus Witsotzky, Ratingen 1990, 4–16, hier 4 f.

39 Vgl. Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“, in: ders., Hg., Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, 11–30; Hermann Heidrich, Einleitung. Versuch über die Vermenschlichung der Dinge, in: ders., Hg., Biographieforschung, wie Anm. 4, 7–16, hier 9; Bergmann, Lebensgeschichte, wie Anm. 2, 54.

sich häufig hinter der Maske des Anekdotischen verbergen, vermag die unsichtbare Struktur zu erschließen.“<sup>40</sup>

Im Zentrum meines Interesses steht somit nicht primär die Differenz zu Nicht-Handwerkern, sondern die Ausdifferenzierung verschiedener Arten, als Handwerksbursche zu reisen und sich als solcher zu beschreiben. Dieses Moment der internen Ausdifferenzierung scheint sowohl in der Kritik Außenstehender als auch in der Selbstdarstellung der Handwerker stets präsent.

Die Texte werden als „Leben“, als „Wanderschaft“ eines Handwerkers präsentiert und betitelt. Sie wollen eine bestimmte Art zu reisen, Handwerker zu sein, darstellen – gegenüber obrigkeitlichen, aufgeklärten Definitions- und Zwecksetzungsversuchen, aber auch gegenüber einer möglicherweise an Integrationskraft und Status ausdifferenzierten Gesellenkultur.

Nicht bloß Außenstehende, vermeintliche Handwerker oder „Unstudierte“ unterscheiden die Handwerksburschen – auch wenn es häufig auf pauschale Befürwortung oder Verdammung der Wanderschaft hinausläuft – nach Gewerbe,<sup>41</sup> recht grob: nach gutem oder schlechtem Gepräge,<sup>42</sup> nach sozialer Herkunft, nach dem Zuviel oder Zuwenig an Geld, nach dem feinen oder dem derben Umgang, nach dem Bildungswillen oder der Ignoranz, dem Zuviel-oder-Zuwenig-Lernen. Sie unterscheiden die aus Neugier, zur Vervollkommnung mechanischer Kenntnisse, aus Zunftzwang oder aus Not Reisenden, die Wohlunterrichteten und die Unvorbereiteten.<sup>43</sup> Auch in den Selbstdarstellungen von Handwerkern finden sich nicht bloß vereinzelte Situationen, in denen sie Mißtrauen erregenden Gestalten, dubiosen

40 Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael, Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), 62–89, hier 88.

41 Vgl. Reinhold Reith, Arbeitsmigration und Technologietransfer in der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – die Gesellenwanderung aus der Sicht der Kommerzienkassense, in: *Blätter für Technikgeschichte* 56 (1994), 9–33; Klaus J. Bade, Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policey: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbeform, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 69 (1982), 1–37.

42 Vgl. Uiber verschiedenen Mißbräuche bei den Handwerkern und Zünften, Wien 1781, 15. Von Trinkern, Arbeitsscheuen, Spielern unter seinen Kollegen kann aufgrund mangelnder Aufsicht der Polizei Anton Stark verdorben werden, vgl. Kurze Lebens-Beschreibung des bayerischen Bürgers, Anton Stark, Färbers zu Mühldorf im Isar-Kreise. (Ein biographischer Beytrag zur neuern Zeitgeschichte), Passau 1826, 10 ff.

43 Vgl. Darstellung, wie Anm. 9, 42 u. 59; Gekrönte Preisschrift. Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen aufgegebenen Frage: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Von Magister Mohl, Archidiaconus zu Dünkelsbühl in Schwaben, in: ebd., 65–146, hier 71 ff. Carl Vocke, der Begründer der Christlichen Herberge zum Gartenhaus und Verfasser eines Reisehandbuches mit zahlreichen Auflagen, unterscheidet

Gesellen begegnen und sich von anderen Handwerksgesellen absetzen. Die Texte lassen sich als Bemühen lesen, Wanderschaft gegen die übliche Praxis (wie auch immer diese gedacht wird) zu definieren und zu betreiben.<sup>44</sup>

Es gibt nicht bloß ein Ja oder Nein zum Metier, nicht ein Mehr oder Weniger von „altem Handwerk“, sondern verschiedene, unterschiedlich erfolgreiche Versuche, Identitäten zu verwirklichen, durchzusetzen, plausibel zu machen – auch gegenüber den Historikern verschiedener Epochen.

Ich versuche also zu vermeiden, vorab zu entscheiden, was typisch, was handwerklich ist und was nicht, und die Texte als Zeitzeugenberichte in vorgefaßte Modelle zu pressen. Vielmehr geht es mir darum, die Logik der Darstellungen zu erfassen und so der (scheinbaren) Eindeutigkeit bürokratischer Erfassung und Normierung eine Mehrdeutigkeit der Praxis und eine Vielfalt der möglichen Beschreibungen und Redeweisen hinzuzufügen. Mit anderen Worten stelle ich die Frage nach dem spezifischen Beitrag, den Handwerker als Autobiographen oder Literaten zur Diskursivierung des Handwerks, der Wanderschaft, zur Produktion des Handwerks geliefert haben.

#### Einfache versus schreibende Handwerksmänner?

Alles schien mir unschicklich, am unrechten Orte zu stehn, ohne daß ich mir denn doch getraut hätte zu bestimmen, wie es eigentlich sein sollte; sonst hätt ich's flugs auf diesen Fuß z.B. nach dem Modell eines Heinrich Stillings umgegossen. Aber, Himmel! Welch ein Kontrast! Stilling und ich! dacht ich. Nein, daran ist nicht zu gedenken. Ich dürfte nicht in Stillings Schatten stehn. Freilich hätt ich mich oft gerne so gut und fromm schildern mögen, wie dieser edle Mann es war. Aber konnt ich es, ohne zu lügen? (...) Das kann ich vor Gott bezeugen, daß ich die pur lautere Wahrheit schrieb, entweder Sachen, die ich selbst gesehen und erfahren oder von andern glaubwürdigen Menschen als Wahrheit

nach Herkunft vier Klassen von Handwerksburschen, vgl. Karl Vocke's Reise-Taschenbuch für junge Handwerker und Künstler. Ein allgemeiner Wegweiser durch ganz Deutschland und die angrenzenden Länder mit 1031 Reiseplänen, Beschreibungen der Merkwürdigkeiten von 350 der bedeutendsten Städte Deutschlands und der Schweiz, nebst einer Uebersicht der Eisenbahnen und Dampfschiffahrten, einem Münz-, Maaß- und Gewichtsverzeichnis und einer colorirten Reisekarte, 8. Aufl., Eisleben 1867, 26 ff.

44 Sie wenden sich gegen „erdichtete und erlogene“ Robinsonaden, wie es in Klenners Vorrede heißt, [Samuel Klenner], Der Reisende Gerbergeselle Oder Reisebeschreibung eines auf der Wanderschaft begriffenen Weisgerbergesells. Nebst angehängtem wahrhaften und eigentlichen Verlauf des in Thoren Ao. 1724. bey dem Jesuiterkloster entstandenen Tumults, und darauf erfolgter Execution, Liegnitz 1751, 2 ff.

erzählen gehört. Freilich Geständnisse wie die Rousseaus seine enthält meine Geschichte auch nicht und sollte auch keine solchen enthalten.<sup>45</sup>

Es wundert nicht, daß sich die schreibenden Handwerker auf literarische Vorbilder beziehen, wie in diesem Fall der Salpetersieder und Weber Ulrich Bräker auf den Schneider Jung-Stilling<sup>46</sup> und den Kunststecher Jean-Jacques Rousseau,<sup>47</sup> so wie sie umgekehrt wiederum Nicht-Handwerker inspirierten.<sup>48</sup> Vielleicht mag die Lektüre von Reiseberichten nicht nur die Darstellung, sondern auch die Reisen selbst beeinflußt haben.<sup>49</sup>

Solche Bezüge scheinen immer nur auf den schreibenden und lesenden Teil der Handwerkerschaft zu verweisen. Aber kann man dann auch etwas über den „einfachen Handwerksmann“ sagen, über den schweigenden Handwerker, der sich von den bisher genannten Fällen dadurch unterscheidet, daß er sich nicht beschreibt, keine Schriften hinterlassen hat, sondern bestenfalls in Wanderbüchern, Kundschaften, Gesellenbüchern beschrieben wird?

Die überlieferten Aufzeichnungen sind so zahlreich und in sich differenziert, daß man sie zumindest hinsichtlich der mit ihnen manifestierten Fähigkeit zu schreiben kaum als spektakuläre Einzelfälle betrachten kann. Auch die Dauer der Wanderschaft und die dabei zurückgelegten Entfernungen sind nur manchmal ungewöhnlich. Dasselbe gilt wohl auch für die geschilderten Laufbahnen. Die Texte sind ebenso Belege für Strategien sozialen Aufstiegs wie für die Bewältigung von Abstieg, häufig lassen sie auch keine soziale Mobilität erkennen. Auch andere Quellentypen zeugen davon, daß das Zunft Handwerk keine homogene, statische Gruppe<sup>50</sup> ist und daß die Laufbahn von Handwerkern nicht immer dem Muster Lehrling–Geselle–Meister folgt.

45 Ulrich Bräker, *Lebensgeschichte und natürliche Ebenteuer des armen Mannes im Tockenburg* (1789), in: Bräkers Werke in einem Band, Berlin 1964, 83–294, hier 248.

46 Vgl. Heinrich Stillings *Jugend. Jünglingsjahre. Wanderschaft* (1773), Stuttgart o. J.

47 Vgl. Jean-Jacques Rousseau, *Bekenntnisse* (1781), Frankfurt am Main 1985, 69–88.

48 Vgl. Bergmann, *Lebensgeschichte*, wie Anm. 1, 12.

49 Vgl. Monika Schmitz-Emans, *Das Leben als literarisches Projekt. Über biographisches Schreiben aus poetischer und literaturtheoretischer Perspektive*, in: BIOS 8 (1995), 1–27.

50 Michael Maurer etwa meint, Zunft könne nicht der Ort des Neuen sein: „Interesse und Lebensform der wirtschaftlichen Bürger in der Stadt bestanden vielmehr gerade in der Aufrechterhaltung des Alten: In der Tradition lag Sicherheit und ‚Nahrung‘, Ordnung und Gerechtigkeit.“ Ders., *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815)*, Göttingen 1996, 342. Dementgegen vgl. Josef Ehmer, *Zum „Verfall des Zunftwesens“ in der frühen Neuzeit*, in: Friedrich Lenger, Hg., *Handwerk, Hausindustrie und die Historische Schule der deutschen Nationalökonomie*, Bielefeld 1998 (in Vorbereitung).

Zur Praxis der Wanderschaft gehört jedoch immer auch ihre Deutung und Erzählung. Ob es zwischen den schriftlichen Erzählungen über Wanderschaft und der bereits angesprochenen mündlichen Erzählpraxis – über die häufig berichtet wird und über die Außenstehende immer wieder Klagen äußern<sup>51</sup> – einen Zusammenhang gibt, darüber kann man, denke ich, nur spekulieren. Das Reden über Wanderschaft dürfte jedenfalls nicht nur Unterhaltungswert haben, es besitzt auch für den Austausch von Informationen über Wanderrouen, Versorgungsmöglichkeiten, über die Behandlung durch die Behörden und die Polizei vor Ort, über offene Arbeitsstellen und deren Qualität, den Charakter der jeweiligen Meister und ähnliches mehr eine ganz praktische Funktion.

Anstatt die übliche Frage nach dem Quellenwert der Texte zu stellen, das heißt nach dem, was sie abbilden, scheint es mir fruchtbringender, die Aufzeichnungen der Handwerker über ihre Wanderschaft als Teil von Klassifikationskämpfen zu betrachten, als Teil der Auseinandersetzung darüber, was die legitime Deutung von Wanderschaft insgesamt oder was das konkrete Tun der Wandergesellen sein soll.

Über Wanderschaft ist aber nicht nur in Texten von einzelnen Handwerkern die Rede. Darüber hinaus existierten ein zünftisches Regelsystem, Verfügungen obrigkeitlicher Instanzen, es gibt einen juristischen, ökonomischen, politischen, einen kulturgeschichtlichen Diskurs, der sich mit Wanderschaft befaßt, es gibt entsprechende Reiseanweisungen, und nicht zuletzt ist Wanderschaft auch ein Motiv der Belletristik und des Kunstliedes. Spuren von alledem lassen sich in den autobiographischen Texten ausmachen. In diesem Kontext wäre sicherlich nach einer Hierarchie der Rede-/Schreibweisen zu fragen und nach deren unterschiedlichen Ansprüchen, praktisch wirksam zu werden, zu erzeugen, was sie beschreiben. Denn schließlich ist über Wanderschaft ja nicht bloß geschrieben und geredet worden. Wenn ich somit meine Neugier auf nicht-diskursive Praktiken ausdehne, ist mir freilich bewußt, daß alle Versuche, die Frage nach den Wirksamkeiten zu beantworten, immer wieder auf Beschreibungen angewiesen sind. Ohne die spezifische Logik einzelner Felder oder verschiedener Praktiken zu ignorieren, soll danach gefragt werden, welche praktische Bedeutung, Stabilität und Wirksamkeit solche Deutungen und Beschreibungen annehmen können – wie etwa im folgenden die polizeiliche Feststellung, daß es Vagabundage und nicht Wanderschaft sei, was man betreibe.

51 Vgl. z. B. Vorrede, in: Klenner, Gerbergeselle, wie Anm. 44, 2 f.

Das Wanderbuch des Weißgerbergesellen Josef Egger<sup>52</sup> stellt in plastischer Weise das Zusammentreffen verschiedener Arten, Wanderschaft zu beschreiben und vorzuschreiben dar. Dieses Wanderbuch wurde 1851 ausgestellt, es ist Paß, Berufslegitimation und Arbeitszeugnis in einem. In ihm ist eingangs der Erlaß abgedruckt, der die Handhabung des Wanderbuches regelt. Handschriftlich wurde die Erlaubnis zur Wanderschaft in den österreichischen Kronländern mit Ausnahme von Niederösterreich und in den deutschen Bundesstaaten mit Ausnahme der Kurpfalz eingetragen. Darauf folgen die amtlichen Einträge über Ankunft im Ort und Ziel der Weiterreise sowie einzelne Arbeitsbestätigungen. Auf Seite 25 findet sich ein Vermerk, daß Egger in Wien aufgegriffen worden sei, und, weil er keine Wandererlaubnis habe, auf gerader Straße bei Schubvermeidung nach Hause gewiesen werde. Er habe unverzüglich die Reise anzutreten. Der solchermaßen amtlich und offiziell beschriebene Weißgerber Egger hat mehr als 50 Jahre später<sup>53</sup> seine Version dieser „Kalamität“ niedergelegt. Er sei aufgegriffen worden, weil ihn die Farbe seines Hutes politisch verdächtig gemacht habe. Die Polizei habe geglaubt, er wäre schon 1848 in Wien gewesen. Bei dieser Gelegenheit sei seine fehlende Wandererlaubnis aufgefallen. „Wie man aus diesem Malör ersehen kann, soll ich noch selben Abend der Wienerstadt den Rücken kehren, trotz meiner Vertheidigung das ich Tiroller-Österreicher bin u. kein Vagabund.“<sup>54</sup>

Wenngleich Egger feststellt, daß ein Handwerksbursche gehen müsse, wohin er gewiesen werde, reist er nicht ab. Der Herbergsvater läßt ihn trotz des Eintrags ins Wanderbuch bei sich übernachten und versteckt ihn vor der Polizeikontrolle. Anderntags begibt sich Egger zum Zunftvorstand und in verschiedene Krankenhäuser, um sich gegen den Fingerwurm behandeln zu lassen. Diese Erkrankung gibt er als eigentlichen Grund seiner Reise nach Wien an. Egger bleibt 13 Tage, bis er eine neue Wandererlaubnis erhält, dann besichtigt er Wien, die Wiener Vorstädte, besucht Bekannte und reist schließlich ab. Eine weitere Erkrankung hält ihn – „Tiroler auf dem Weg ins Italänische“ – davon ab, von Graz aus weiterzureisen.

Wie man aus diesem Beispiel ersehen kann, ist die polizeiliche offizielle Feststellung, man sei Vagabund und nicht Wandergeselle, und die daran geknüpfte Anweisung zur Heimreise noch nicht unmittelbar praktisch wirksam, akzeptiert und handlungsweisend. Hier handelt es sich ja auch nicht um eine Festschreibung von Dauer. Berichte von der Verletzung zünftischer oder obrigkeitlicher Regeln

52 Josef Egger, Wanderbuch, in: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien.

53 1905, im Alter von 75 Jahren.

54 Egger, Wanderbuch, wie Anm. 52, 26.

sind in der Autobiographik nicht selten. Oftmals kann man aus dem Text selbst nicht einmal erschließen, daß es sich um Regelverstöße handelt.

Egger, der seine Aufzeichnungen mit 76 Jahren, nach der Übergabe seines Gerberbetriebs an seinen Sohn, macht, weist mit dieser Anekdote auf die Härten der Vergangenheit. Nach einigen Angaben über sein weiteres Leben, seine Frau und Kinder schreibt er am Schluß seiner Aufzeichnungen wieder mehr über das Handwerk als über das Tiroler-Sein:

Das Geschäftsleben habe ich wohl hart durchgemacht, in strenger harter Arbeit, man kante es früher nicht anderst (...). Jetz Arbeit man nur zum vergnügen u(nd) verdient dabei dobelt mehr wie zu meiner Zeit in der Fremde, man hat jetzt Hilfsmaschinen, man kann bald sagen, man laßt Maschinen arbeiten. Der Arbeiter ist jetz ein Herr, hat mehr als den doppelten Lohn, dafür leichtere Arbeit u(nd) kürzere Arbeitszeit, für den Arbeiter ist auch durch verschiedene Sorge getroffen so zum B. Arbeitsvermittlungen, er ist das Arbeitsuchen enthoben, das Wandern von einen Ort zum andern, durch die Billigkeit der Post, kann er sich für 5 Heller an verschidenen Orten anfragen um Arbeit, u(nd) so muß das herumlaufen Vaganter aufhören, u(nd) soll jeder solcher nach Hauße gewißen werden, so lernen zur Feder greifen sich um Arbeit umzusehen, so auch umgekehrt für Arbeitgeber. (...) der Gewerbetreibende u. der Bauer muß die hohen Lasten tragen und zu dem den Pflug selbst ziehen. Das bringt der Millitarrißmuß. Ich bin jetz im 76 Jahr, villeicht falt mir noch was ein wenn ich noch länger Lebe.<sup>55</sup>

Wenn Egger zunächst berichtet, wie er die Unterstellung, Vagabund zu sein, gegenüber der Behörde zurückweist, so rückt er die Wanderschaft in dieser allgemein gehaltenen, resümierenden Textpassage wiederum in die Nähe der Vagabundage, um den Unterschied an Lebensqualität in Vergangenheit und Gegenwart zu vergrößern und hervorzuheben. Gleichzeitig stellt er sich auf die Seite derer, welche die herumlaufenden Vaganten kontrollieren. Wenn auch in wenig legitimen Formen (aber deshalb wohl kaum authentischer), verzichtet Egger nicht auf politische Aussagen, auf Kommentare zur Entwicklung des Gewerbes und zum Zeitgeschehen. Der Handwerker versucht sich als Historiker und bezieht sich auf verschiedene ihm zugängliche Redeweisen über das Handwerk. Dieser Anspruch auf Wirksamkeit scheint charakteristisch für viele Texte dieser Art.

In den folgenden Beispielen geht es stets um die Erzeugung, die Bestätigung und das Überschreiten von Grenzen, in der geschilderten Praxis wie in der Praxis der Schilderung. Ich habe einige, möglichst kontrastreiche Fälle ausgewählt, die zeigen können, in welche Richtungen die Darstellungen variieren können, und die

55 Ebd., 45–48.

meine Zweifel an dem eingangs skizzierten Bild vom Handwerker untermauern sollen. Es sind fast durchwegs Texte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, bekannte Texte, für die ich eine neue Lesart vorschlagen möchte.

### Der Handwerker als Experte

Zunächst möchte ich einen Handwerker als Experten des Handwerks vorführen, der im Dienst der Industrie, des Vaterlandes und der Vernunft argumentiert. Die dabei unausweichliche Thematisierung der Bräuche ist auch internes Differenzierungskriterium, Aufhänger für verschiedene Arten, über sich und das Handwerk zu reden. So wie die Kommentatoren Brauch von Mißbrauch scheiden, so scheiden sie auch – in ihrem Sinne – den guten vom schlechten Handwerksmann.

Johann Friedrich Rupprecht, ein Gerber, publiziert 1805 die Geschichte der Wanderschaft eines jungen Weißgerbergesellen,<sup>56</sup> dem einzigen Sohn eines Handwerkers in einem ansehnlichen Städtchen Mitteldeutschlands. In diesem Werk mit offenkundig didaktischer Absicht wird der Held fast experimentell verschiedenen Situationen ausgesetzt, welche die Differenz und die Relation zu Studenten, Stromern, zu Taugenichtsen und Bettlern in der Larve des Handwerkers vor Augen führen wollen. „Rohe, unvernünftige, alberne Leute“ des Handwerks werden dem Leser (wie dem jungen Gesellen) ebenso vorgeführt wie „Muster-“ Gesellen. Im Zusammentreffen mit fragwürdigen Gesellen lernt der junge, tugendhafte Protagonist, wählerisch zu sein. Aber auch er selbst wird gleich einem Landstreicher vom Bettelvogt zur Herberge geführt. Diese Kränkung für den „ehrliebenden Jüngling“ führt zur Frage: Wie sie/sich unterscheiden?<sup>57</sup>

Als jemand, der selbst im „Zunftgebäude“ lebt, will der Autor auch Vorschläge machen, wie die Wanderschaft zu betreiben sei, um zum Nutzen der vaterländischen Industrie erfolgreich absolviert zu werden. Der Bezug zum Vaterland, zum

56 Johann Friedrich Rupprecht, Ludwig Roberts Wanderungen als Handwerksbursch im nördlichen Teutschlande. Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für den Teutschen Handwerksstand in den Stunden der Erholung. Mit mancherlei Vorschlägen, Entwürfen, Vorbereitungen und Winken zu verschiedenen nöthigen Reformen im Handwerks und Zunftwesen, Halle 1805; für ein ähnliches Unterfangen vgl. Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg. Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand. Herausgegeben von Johann Martin Miller, Prediger und Professor zu Ulm, Ulm 1786; für ein Schreiben von Handwerksmann zu Handwerksmann vgl. Mißbräuche, wie Anm. 42; und zumindest ein „Unstudirter“ äußert sich, vgl. Darstellung, wie Anm. 9.

57 Rupprecht, Wanderungen, wie Anm. 56, 79 u. 90.

Deutschen<sup>58</sup> als zu etwas Übergeordnetem, Universellem ist neu. Lebensgeschichten explizit in einen solchen Rahmen zu stellen ist gewöhnlich Sache der Pädagogik, der Gewerbeschulen, der Volkskunde, der Politik,<sup>59</sup> es ist im weiteren die Sache zeitgenössischer und nachgeborener Herausgeber und Kommentatoren, kaum die der handwerklichen Autobiographen.

In Rupprechts vorbildlicher Wandergeschichte geht es – unter anderem völlig in Einklang mit der seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Kritik seitens der Obrigkeit und der aufgeklärten Öffentlichkeit – um Bräuche und Rituale. Sie werden als blasphemisch, anachronistisch, lächerlich, politisch gefährlich und ökonomisch schädlich gedeutet.<sup>60</sup> Rupprecht will sie durch vernünftige Bräuche ersetzen und nicht wie üblich durch Vernunft: „Bang' senkt der Kluge seinen Blick / Schaam röthet sein Gesicht, / Wenn, wie man sich vor Götzen beugt, / das Volk sich vor Gebräuchen neigt“, reimt etwa ein Zeitgenosse zur selben Frage.<sup>61</sup>

Die ostentative Wahrung, Mißachtung oder Suspendierung von Normen, Bräuchen und Traditionen ist im 19. Jahrhundert manchmal Teil der Selbstdarstellung. Identität wird über Kontinuität oder Diskontinuität in der Geschichte des Handwerks gebildet, vor allem dort, wo die Selbstdarstellung einem breiteren Markt geboten werden soll. Handwerker geben sich als Zeitzeugen des Untergangs oder als Bewahrer des Alten, der Tradition des Handwerks. Sie beziehen sich trotzig und beharrend auf den Brauch, um sich von neuen Unsitten abzugrenzen. Im Gegensatz dazu können Bräuche zum Inbegriff des Beschränkten, Bedrückenden und Bornierten stilisiert werden. Schilderungen von Bräuchen können, gelegentlich ironisch oder satirisch, das Überkommene am Handwerk verbildlichen.

Vergleicht man die Thematisierung von Bräuchen in einzelnen Texten, so kann man leicht die Paradoxien erkennen: Das ganze Jahrhundert über verschwindet der Brauch, und das ganze Jahrhundert über bedient man sich geheimer Grüße und

58 Vgl. auch Adam Henß, *Wanderungen und Lebensansichten, 1780–1845* (Jena 1845), München u. Münster 1986. Als „frischsprudelnde (...) Quelle deutschen Volkstums“ betrachtet Wissell das Handwerk, ders., *Handwerk*, wie Anm. 2, Bd. 2, 577. Bereits Schade spricht vom „germanischen Geist“: „Die Wanderlust ist ein in den Germanen tiefwurzelnder und unaustilgbarer Zug. Seit sie sich aus ferner asiatischer Urheimat aufgemacht, haben sie ihn nie vergessen und verlernt, sind ihm nie untreu geworden.“ Ders., *Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied*, in: *Weimarisches Jahrbuch* 4 (1856), H. 2., 241–354, hier 241 u. 301.

59 *Handwerkerbiographien zur Belehrung* finden sich etwa bei Franz Ritter von Haymerle, *Biographische Charakterbilder auf dem Gebiete des Gewerbes, der Kunst und Industrie*, Wien 1894; Eduard Braunfels, *Aus eigener Kraft. Goldenes Buch für Meister, Gesellen und Lehrlinge*, Stuttgart o. J.; Richard Förster, *Der Schuhmacher in der Literatur*, Leipzig o. J.

60 Vgl. Bade, *Handwerk*, wie Anm. 41.

61 Darstellung, wie Anm. 9, 33.

Bräuche (und nach der Jahrhundertmitte der „Kundensprache“)<sup>62</sup>. Man legt diese Geheimnisse dann offen, wenn man sich politisch, historisch, volkskundlich über das Gewerbe äußert, wenn man sich also in der Lage und bemächtigt fühlt, ein offizielles Bild des Gewerbes zu zeichnen. Die Meinungen darüber, was der untergehende Brauch und die Sitte konkret seien, können dabei oft beträchtlich auseinandergehen. Diese Schilderungen scheinen einer höchst offiziellen Form der Darstellung anzugehören. Möglicherweise legitimieren solche Thematisierungen auch die persönliche Erzählung und werten das Wissen des Schreiber auf, weil er über eine Zeit und über Sitten schreibt, die unwiederbringlich verloren scheinen oder eben nur noch in seiner Erinnerung existieren.

Da die Geschichte des Handwerks im 19. Jahrhundert meist als Verfall alter Traditionen interpretiert wurde, überrascht der Zwiespalt, die Außenorientierung, die distanzierte Haltung der Handwerker zum Handwerk nicht. Das Behagen am Stande war nicht mehr ungebrochen.<sup>63</sup> Geht man etwas weiter zurück, in eine Phase, in der sich das alte Handwerk zwar auch nicht mehr in der oft gesuchten „Blüte“, doch zumindest noch, wie es heißt, im „Herbst“, in „Agonie“<sup>64</sup> und „entsetzlicher Lethargie und Lähmung“<sup>65</sup> befand, kann man vergleichbare Phänomene erkennen.

Auch die handwerklichen Autobiographen des 18. Jahrhunderts definieren sich nicht bloß über die Außengrenzen der Gesellschaft und des Handwerks. Es finden sich verschiedene Bezugssysteme, an denen sich die Darstellungen orientieren und die über das Handwerk hinausweisen.

62 Eine Sondersprache, die in den einzelnen Darstellungen oft recht unterschiedliche Ausdrücke enthält und eine gewissen Nähe zu Rotwelsch aufweist, vgl. etwa Erich Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen. Jüdisch-Deutsch, Rotwelsch, Kundensprache; Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns- und Komödiantensprache, Leipzig o. J.; Otto Fleischmann, Deutsches Vagabunden- und Verbrechertum im neunzehnten Jahrhundert. Barmen 1887; [Karl Grillenberger], Des Wanderburschen Freud und Leid. Von einem alten „Katzenkopf“, in: Der Wahre Jacob, 22.6.1897, Nr. 285–23.11.1897, Nr. 296; Aus dem Leben eines Handwerksburschen. Erinnerungen von Karl Ernst (1911). Mit einem Geleitwort von Heinrich Hansjakob, Neustadt im Schwarzwald 1912; [Karlo Kahapka], Memoiren eines österreichischen Handwerksburschen (1876–1880). Selbsterlebt und selbsterzählt von einem Schriftsetzer, Edenkoben/Rheinpfalz 1885.

63 Vgl. Stadelmann u. Fischer, Bildungswelt, wie Anm. 1, 76.

64 Stürmer, Herbst, wie Anm. 36, 76.

65 Gustav Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, Halle 1870, 43.

Über die Frage, wie welche Kenntnisse auf der Wanderschaft erworben werden sollen, lassen sich die Texte differenzieren. Denn auch wenn die Handwerksburschen oft in Verdacht gerieten, „Herumläufer“ ohne Ziel zu sein, können doch verschiedene Methoden des Reisens herausgearbeitet werden. Daß die Wanderschaft dem Erwerb von Kenntnissen und Bildung zu dienen habe, scheint Konsens, wenngleich oftmals das Verfehlen dieses Zweckes beklagt wird. Aber welcher Art diese Bildung sein sollte – Weltkenntnis, gelehrte Bildung oder professionelle Kenntnisse, Lebenserfahrung – und wie sie zu erwerben sei, scheint umstritten.

Die Beschreibung des Reisens steht fast immer im Vordergrund. Sie und nicht die Arbeit und die Arbeitsstellen scheinen merkwürdig und berichtenswert. Selten und wenn, dann sehr allgemein, wird von beruflicher Qualifikation berichtet. Dies steht in merkwürdigem Verhältnis zu der Auffassung, die Thamer auf den Punkt bringt: „Die Handwerkskultur war vor allem eine Arbeitskultur. Arbeit bedeutete für den Handwerker sinnstiftenden Mittelpunkt seines Lebens. Arbeit war für ihn Lebensform. Der Anspruch auf die Würde handwerklich-zünftiger Arbeit kommt bereits in der Sprache zum Ausdruck.“<sup>66</sup>

Vergleicht man die Wanderrouen der Handwerksburschen mit den gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufkommenden Wanderempfehlungen,<sup>67</sup> so zeigt sich, daß gerade jene, die sich teilweise von der Arbeit distanzieren, dank materieller Absicherung oder auch auf Grund überlanger Wanderzeiten das Reisen in den Vordergrund stellen und so die Städte, die als „Hochschulen“ des Handwerks gelten, bereisen können. Wanderschaft als Sache der professionellen Ausbildung und Qualifikation zu betreiben verlangt auch eine bestimmte Freiheit von materiellen Zwängen und eine vorübergehende Nachordnung des Broterwerbs, weil sie eine selektive Wahrnehmung der Arbeitsangebote und einen gezielten Besuch verschiedener Städte voraussetzt.

Der Zerbster Zimmermann Gottlieb August Pfeiffer<sup>68</sup> führt auf seiner Wan-

66 Hans-Ulrich Thamer, *Handwerksehre und Handwerkerstolz. Auto- und Heterostereotypen des Handwerks. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte*, in: Paul Hugger, Hg., *Handwerk zwischen Idealbild und Wirklichkeit. Kultur- und sozialgeschichtliche Beiträge*, Bern u. Stuttgart 1991, 81–96.

67 An deren Brauchbarkeit und Relevanz ist allerdings ohnehin zu zweifeln, vgl. etwa die Fürstlich Oetting-Oetting- und Oetting-Spielbergische Wanderordnung 1785, in: Stürmer, Herbst, wie Anm. 36, 211–218; Franz Kölmel, *Taschen- und Hülfsbuch auf Reisen, für Handwerker und auch Personen anderer Stände des Civils und Militärs*, Wien 1836, 66–82; C. Th. B. Saal, *Wanderbuch für junge Handwerker oder populäre Belehrungen (...)*, Weimar 1842, 240–252.

68 Vgl. Des Zimmermeisters Christian Philipp Gottlieb Pfeiffer Tagebuch. Handschrift, Heimat-

derschaft 1797–1805 ein Tagebuch, in dem er seine Briefkorrespondenz, vor allem die mit seinen Eltern, vermerkt. Mit den Louis d'ors, die diese ihrem Sohn in die Fremde nachschicken, erreichen den jungen Pfeiffer auch so manche Vorhaltungen:

(...) daß ich schon wieder von Magdeburg abgereist sei; sie hätten mir immer gesagt ich sollte das erste Jahr nicht laufen, ich sei aber nun ganz umgekehrt u(nd) ausschweifend geworden. Wenn die Arbeit alle war, hättest du können warten bis sie wieder angienge, hättest können unterdessen zeichnen lernen; hattest du kein Geld, so hätten wir dich was geschickt dazu. Wenn du weiter nichts wilt, als von einem Ort zum Andern laufen hättest du können zu Hause bleiben, denn da kannst du nichts profitieren. Der Stein der oft gewälzt wird begrünt nie. Wir haben Liebe zu unsern Sohn, aber der Sohn zu seinen Eltern nicht mehr, wie hat sich daß so umgekehrt. (...) das Laufen steckt dir allzusehr im Kopf; daß du dich nur nicht wieder zureden läst im Winter zu laufen (...).<sup>69</sup>

Pfeiffer vermerkt: „Antwort von Hause nach Berlin, aber viel Reprochen u(nd) Vorwürfe wegen mein Nichtkommen nach Hause u(nd) wegen mein Vorgeben, daß ich das Zeichnen erst noch recht betreiben wollte.“<sup>70</sup> Die Briefe der Eltern werden immer vorwurfsvoller, die Drohungen, den Sohn zu verleugnen, immer häufiger; während gleichaltrige Kollegen Meister werden und heiraten, lernt Pfeiffer zeichnen, sammelt die Kundschaften berühmter Städte<sup>71</sup> und reist, nachdem er sich anfangs – ganz dem elterlichen Wunsch gemäß – an einer ersten Arbeitsstelle nahe des Heimortes in Burg, bei einem Verwandten, ein halbes Jahr aufhält und dann auf die Gegend um Hamburg und Bremen konzentriert, schließlich bis nach Kopenhagen, Danzig, Breslau und Wien.

Wunsch und Vorsatz, die Welt zu sehen, werden fast durchwegs von den Autobiographen geäußert. Aber bei manchem bleibt es dann bei vergleichsweise langen Arbeitsverhältnissen in benachbarten Gebieten, in nächster Nähe zum Ausgangspunkt. Das Motto, unter das die Wanderschaft gestellt wird, ist nicht immer auch das Prinzip der weiteren Geschichte, die Details der Wanderung fügen sich nicht

museum Zerbst Vb 31. – Ich danke Anja Dörfer für den Hinweis auf diesen und andere Texte aus dem ostdeutschen Raum.

69 Ebd., 25 f.

70 Ebd., 62.

71 Kundschaften waren seit 1731 die wichtigsten Ausweispapiere und Arbeitsattestate, bis zwischen 1808 und 1829 in vielen deutschen Ländern Wanderbücher eingeführt wurden. Viele Kundschaften waren mit einer Ansicht der ausstellenden Stadt ausgestattet. Diese Kundschaften mit Stadtansichten waren etwa bei Zimmerleuten so beliebt, daß man sie parallel zu den Wanderbüchern ausstellte, auch nachdem sie nicht mehr vorgeschrieben waren, vgl. Klaus Stopp, Die Handwerkskundschaften mit Ortsansichten. Beschreibender Katalog der Arbeitsattestate wandernder Handwerksgehlen (1731–1830), Bd. 1, Stuttgart 1982, 3 u. 51.

immer bruchlos in die explizit angebotene Deutung. Nicht immer gelingt es dem Schreiber, plausibel zu sein. So kann wohl Pfeiffers Argument, er müsse, statt heimzukehren, von Breslau nach Danzig reisen, um Schulden einzutreiben, weder die Eltern noch die Historikerin überzeugen.

Konsequent verfolgt, führt das Bestreben, die Welt kennenzulernen, zu zahlreichen sehr kurzen Aufenthalten, unterbrochen von seltenen längeren Arbeitsverhältnissen, die dem Überwintern und Ausbessern von Kleidern und Schuhen dienen. Anders als Pfeiffer, der letztlich doch immer auf die Unterstützung seiner Eltern zählen kann,<sup>72</sup> ist der Buchbinder Adam Henß auf sich selbst gestellt. Er arbeitet in seiner Wanderschaft von 1795–1805 auf etwa 37 Werkstellen. In seiner 1845 publizierten Autobiographie bemerkt er darüber: „Ich kann nicht läugnen, daß ich, von Reiselust ergriffen, das Reisen zum Hauptzwecke machte, und mein erlerntes Geschäft als Mittel dazu betrachtete; vielmals habe ich bedauert, daß meine Profession nicht eine allgemein nothwendige, wie Tischler, Schlosser u.s.w., sondern eine an die Gränzen der literarischen Bildung geknüpft war, außerdem würde sich mir ein weiteres Feld zu meiner Reiselust eröffnet haben.“<sup>73</sup>

Der Schmied Johann Heinrich Sommer<sup>74</sup> geht zwischen 1777 und 1781 „gehörig in die Fremde“, wie er seine Wanderschaft gegenüber anderen Reisen abgrenzt. Sommer arbeitet in Städten, die er, wie es scheint, für wichtig hält: im „berühmten“ Leipzig, im „berühmten“ Dresden. Er arbeitet in Liegnitz, in Breslau und schließlich in Warschau. Dabei wechselt er aber auch, statt nach der Kündigung weiterzureisen, mehrmals am Ort die Arbeit, wobei ihm seine jeweilige Stellung

72 Über die Vor- und Nachteile der finanziellen Unterstützung durch die Eltern äußert sich auch Mohl: „Viele Eltern verderben ihre Kinder, indem sie ihnen zu viel Geld mit auf die Reise geben und nachschicken, oder indem sie ohne Geld wandern lassen und sich um ihr weiteres Schicksal gar nicht bekümmern. Im ersten Fall, wenn ihr Geldbeutel voll ist, oder sie wenigstens wissen, daß die Eltern sie nicht verlassen werden, gehen sie trotzig in die Welt hin, jedes Wort des Meisters beleidigt sie, jede Unbequemlichkeit scheint ihnen zu drückend, sie kündigen sogleich ihre Arbeit auf. Sie arbeiten nur so viel und so lange es ihnen gefällt; sie spielen die Herren unter ihren Zunftgenossen; imponiren ihnen durch Kleidung, Aufwand, Großsprecherey; wiegeln sie zur Unordnung und Aufruhren auf, und verlachen selbst die Gesetze der Obrigkeit, weil sie mit ihrem Gelde in der Tasche oder in der Hoffnung sehr leicht jeden Ort verlassen können, der ihren Neigungen Zwang anthun wollte. Schlimmer aber noch – wenigstens in moralischer Rücksicht – wird es bey demjenigen, der ohne Geld ausreisen muß, und um den sich Eltern und Verwandte nicht weiter bekümmern. Er ist genöthigt, im ersten benachbarten Orte Arbeit zu nehmen, muß mit jedem Wochenlohn zufrieden seyn, das man ihm bietet“, Preisschrift, wie Anm. 43, 81.

73 Henß, Wanderungen, wie Anm. 58, 170 f.

74 Geschichte meiner Lebens-Jahre.: Wie auch noch Familien Begebenheiten sind in diesen Buche enthalten.: Von meinen Kinder Jahren an ich Johann Heinrich Sommer. (...) Handschrift in: Märkisches Museum Berlin IV.74/87Q.

im Betrieb und in einem Fall die fehlende Möglichkeit der Positionsverbesserung erwähnenswert scheinen. Wie Pfeiffer geht auch Sommer nach der vergleichsweise ausführlichen Erzählung über die Wanderschaft und eine weitere Reise, auf der er sich in der Tierarzneikunde ausbilden läßt, dazu über, eine wortkarge Familienchronik zu führen, ein Register von Hochzeiten, Geburten, Todesfällen und Meisterstücken. Diese Beispiele wie auch die Vielzahl an Texten, die ausschließlich oder überwiegend die Wanderschaft schildern, können die Bedeutung dieser Phase für die (Auto-)Biographie illustrieren.

Beide Varianten des Wanderns, sei es, daß der Ehrgeiz eher der professionellen Ausbildung oder eher der Reise gilt, müssen gegen den Verdacht auf Vagabundage und Arbeitsscheu durchgesetzt werden. Der Tuchscherer Johann David Scholtz etwa beklagt „einen sehr merkwürdigen Auftritt mit der sogenannten – *groben* Bayrische Polizei“ in Salzburg, wo er wegen seines Reiseplanes Arbeit ausschlägt:

Ich war freilich selbst schuld daran, denn es war deshalb, weil ich mir in München von meinem Prinzipal nicht hatte in mein Wanderbuch schreiben lassen, daß ich dort gearbeitet hatte, welches ich in der Eile, in welcher ich von München abreiste, vergessen hatte. Der feine Herr nannte mich deshalb einen Landstreicher, der nicht arbeiten will. Natürlich ging ich ihm deshalb scharf zu Leder und stopfte ihm sein grobes Maul bald dadurch, daß ich ihm mein Reisegeld vorzeigte mit den Worten: „Davor erlaubt mir der König von Bäumen schon, in seinen Staaten zu reisen.“ Darauf kam ich von dem Querler los.<sup>75</sup>

Die Vermeidung von Arbeit ist oft schwer von unfreiwilliger Arbeitslosigkeit abzugrenzen. Der Buchbinder Ernst Ludwig Geyer lebt wenigstens teilweise über seine Verhältnisse: „Lächerlich ist's den Fürsten zu spielen und nachher mit dem Felleisen auf dem Rücken nach Berlin zu marschieren (traurige Veränderung).“<sup>76</sup> Mehrmals kündigt er Werkstellen wegen der Arbeitsbedingungen, oder weil er nicht am Ort bleiben will. In Wien findet er zunächst keine Arbeit und vermerkt in seinem Tagebuch:

Was sold ich tun? Was anfangen? Alle Hoffnungen zugrunde gerichtet allein ohne Geld, kein Mensch denn ich nur vertrauen kann keinen Rat! Vernichtend überdenke ich mein Schicksal, das mir so hart mitgespielt, doch ich bin selbst Schuld. Warum hörte ich nicht die Warnungen? – Warum blieb ich nicht in Petersburg – Die Welt wollt ich sehen, –

75 Meine Reise 1805–1812. Die Aufzeichnungen des Tuchscherermeisters Johann David Scholtz aus seinen Wanderjahren. Hg. v. Sigrid Scholtz Novak, Bremen 1993, 123 f.

76 Ernst Ludwig Geyer, Wanderbuch um 1830, in: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien, Typoskript, 6.

ja ich sehe s(ie) jetzt schon mit all ihren Lockungen, ohne weiter hinein zu blicken, soll ich jetzt umkehren? – kann ich jetzt umkehren? – nein ich muß und soll beharren – kein Sperling fällt von Dach ohne den Willen des Herren, er wird auch mir beistehen. Träner (sic) entrollten meinen Augen, ich wollte mein Bündel schnüren.<sup>77</sup>

Wanderschaft kann nicht nur unter dem Aspekt der Akkumulation von Kenntnissen und Kompetenz erzählt werden. Es kann genauso gut der Broterwerb oder das Elend des Umherziehens im Vordergrund stehen. Wanderschaft verläuft nicht immer plangemäß und zielstrebig und unter Beibehaltung einer Attitüde. Verlust und Schaden, verzweifelte Arbeitssuche (gleichzeitig aber auch die Flucht vor bedrückenden Arbeitsverhältnissen), Hunger, Krankheit, Geldmangel, Bedrohungen und Gefahren aller Art prägen die Wanderschaft als leidvolle Erfahrung, was allerdings in gewissem Ausmaß auch Heroisierungen erlaubt.<sup>78</sup>

Wanderschaft – dies ist eine häufig geäußerte Forschungsthese – dient dem Statuserwerb von Gesellen.<sup>79</sup> Auch Zeitgenossen halten häufig kritisch fest, „was mit Stillschweigen und nur unverständlich angedeutet wird, daß ein lange gewandeter Geselle sich in seinem Fache mehr Erfahrung, Kenntnisse und Geschicklichkeit erworben habe, und müsse demnach auch mit mehr Achtung behandelt werden, auch zu seiner Zeit ein Wort mehr reden können, als ein Ungewandeter oder bloß Ausgelernter.“<sup>80</sup> Aber man kann reisen und sich, wie gefordert, in jeder Hinsicht bilden, um ein besserer Handwerker zu sein, man kann dies darstellen, um den Status der Handwerker insgesamt aufzuwerten, oder man kann reisen und sich bilden, um über das Handwerk hinauszukommen.<sup>81</sup> Oftmals wird Wanderschaft auch in die Deklassierung geführt haben.<sup>82</sup>

Die Reise kann dazu führen, daß man sich zeitweilig vom eigenen Handwerk entfernt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts berichtet der Zinngießer Au-

77 Ebd., 21.

78 Diese findet sich häufig in Gesellenliedern, vgl. Oskar Schade, Hg., Deutsche Handwerkslieder, Leipzig 1865.

79 Vgl. Griebinger, Kapital, wie Anm. 16, 68 ff.

80 Darstellung, wie Anm. 9, 32.

81 In der vierten Auflage der Reisebeschreibung Döbels wird berichtet, daß er durch die große Anteilnahme „in den Stand gesetzt, sich seinen eignen Herd zu errichten und ein ihn näherndes Geschäft zu betreiben.“ Des Wagnergesellen E. Ch. Döbel Wanderungen im Morgenlande. Hg. v. Ludwig Storch, o. O. 1843, VI.

82 Vgl. Helmut Bräuer, Einige Grundzüge der mitteleuropäischen Zunfthandwerksgeschichte – Vom Spätmittelalter bis zum Ancien régime, in: Hugger, Hg., Handwerk, wie Anm. 66, 15–36, hier 29.

gustin Gützer aus dem Unterelsaß über seine Schwierigkeiten, sich in der Fremde als seinem Metier zugehörig zu erkennen zu geben:

Als ich nach Danzig kam, wollten mir die Zinngießer keine Arbeit geben von wegen meiner schlechten Kleidung, da ich weder Mantel noch Bündel bei mir trug. Ich hatte zwar wohl noch Geld bei mir, ging aber schlecht und zerrissen daher, damit ich nicht geplündert würde. Als nun der Zinngießer von andern erfuhr, wer ich sei, gab er mir Arbeit; ich verblieb aber nur vierzehn Tage bei ihm, denn meine Gedanken standen nur zu reisen, und Städte und Länder zu erfahren.<sup>83</sup>

Damit zeigt er sich zugleich als wohlunterrichteter Reisender, denn kein Gold sehen zu lassen gehört in Apodemiken zu den routinemäßig wiederholten Topoi.<sup>84</sup> Zugunsten des Reisens, das ja auch im Handwerk wirksam gemacht werden kann, werden temporär die Bezüge auf das eigene Handwerk zurückgestellt – kurzfristig als Tarnung (man gibt sich im besten Rock als Reisender aus, um über Stadt- oder Landesgrenzen zu gelangen, die für Gesellen versperrt sind, oder um der Militärrekrutierung zu entgehen), langfristig als Berufswechsel. So etwa berichtet Heinrich Zimmermann:

Auf meiner im Jahre 1770 angetretenen Wanderschaft mußte ich, da ich in dem erlernten Gürtlerhandwerk nicht überall Arbeit finden konnte, teils weil mir damals noch die Kenntnis fremder Sprachen abging, teils weil es nicht überall Handwerksmeister für meine Profession gab, allerlei Wege einschlagen, um mein Brot zu verdienen. Unter anderem mußte ich in Genf bei einem Rotgießer und einem Vergolder, in Lyon bei einem Glockengießer, in Paris bei einem Schwertfeger und in London in einer Zuckersiederei Arbeit nehmen. Ich wollte nach dem mir angeborenen frischen Pfälzermut auch noch versuchen, wie es auf der See hergehe.<sup>85</sup>

So fährt Zimmermann schließlich mit Capitain Cook um die Welt.

83 Augustin Gützers merkwürdige Lebensgeschichte. Ein Kulturbild aus dem Jahrhundert des 30jährigen Krieges. Erzählt von ihm selbst, Barmen o. J. (1896), 68.

84 Vgl. Justin Stagl, Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis 18. Jahrhundert, in: Krasnobaev, Reisen, wie Anm. 35, 353–384, hier 361; vgl. auch ders., Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert, in: Peter J. Brenner, Hg., Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt am Main 1989, 140–176; ders., Einleitung, in: ders. u. a., Apodemiken. Eine räsonnierte Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Paderborn u. München, 1983, 7–12; Franz Kölmel, Taschen- und Hilfsbuch auf Reisen, für Handwerker und auch Personen anderer Stände des Civils- und Militärs. Ein nützlicher Ratgeber, Wien 1838, 13.

85 Heinrich Zimmermann, Reise um die Welt mit Capitain Cook (1781), Tübingen 1978, 33.

## Verschiedene Arten von Grenzen

Es sind nicht bloß berufliche Grenzen, die überschritten werden. Nicht alle, aber doch viele Handwerker, die autobiographische Aufzeichnungen hinterlassen haben, überschreiten Sprach- oder Konfessionsgrenzen.

Der eben erwähnte Zinngießer Augustin Güntzer reist etwa – immer in der Furcht, als Calvinist entlarvt zu werden, „denn, wo ich verraten würde, so dürften sie mich ins Feuer setzen“<sup>86</sup> – nach Rom. Er hört sich eine katholische Messe an, damit er von dem Götzenwerk etwas sagen könne, hat dabei aber auch ständig Angst, sich durch die „Abgötterei“<sup>87</sup> zu versündigen.

Ähnliche Ängste beschreibt der Gerbergeselle Samuel Klenner in seiner Aufzeichnung über die Wanderschaft 1720–1724. Er, für den die konfessionellen Gegebenheiten ein zentrales Moment der Darstellung sind, arbeitet mehrmals in katholischen Orten, wie in Görz, das er folgendermaßen beschreibt:

Die gemeinen Leute reden alhier mehrentheils windisch, die andern aber welsch, welches jedoch mit der rechten welschen Sprache nicht übereinstimmt. Deutsche giebt es wenig, es waren nicht viel über 8. deutsche Bürger, und an deutschen Burschen, worunter sich auch 2. Kammerdiener des Grafens, der Landeshauptmann war, befanden, war unser zusammen 12. die wir denn fast alle Feyertage mit einander gingen. Ich und mein Camerad, der Breßlauer, bekamen alhier Arbeit, und arbeiteten bey dem Meister, Joseph Thalern, 34. Wochen. Wir waren die einzigen Evangelischen in der ganzen Stadt, daher uns die Leute, wenn sie höreten, daß wir Lutheraner wären, als Meerwunder ansahen, indem die meisten ihr Lebetage keinen lutherischen Menschen gesehen, oder davon gehöret. Unser Meister selber hatte noch keinen lutherischen Gesellen gehabt, und ist er von denen Welschen oft ermahnet worden, uns abzuschaffen; er hat es aber nicht getachtet.<sup>88</sup>

Bald jedoch kommt es in Görz spontan und unabsichtlich zur Verletzung religiöser Sensibilitäten, und die evangelischen Gesellen wännen sich in Gefahr. Der Meister – in Sorge, daß sein Leder verderbe – verbürgt sich für sie und macht ihnen Versprechungen, damit sie bleiben. Ein Grund für den Aufenthalt mag auch in Klenners Begeisterung für die vortreffliche Kost liegen. Die Gegend scheint ihm „recht ein Stück vom gelobten Lande, nur führten wir bey dem starken Wein ein sehr schlechtes Christliches Leben, und waren alle Tage etlichemal besoffen, weil

<sup>86</sup> Lebensgeschichte, wie Anm. 83, 42.

<sup>87</sup> Ebd., 47.

<sup>88</sup> Klenner, Gerbergeselle, wie Anm. 44, 32 f.

wir uns mochten Wein aus dem Keller holen lassen so viel, als wir wolten; denn die Arbeit war schwer, und die Hitze groß“.<sup>89</sup>

Das Wohlleben wird aber durch fehlende Sprachkenntnisse gestört. Lange-  
weile, aber auch moralische Bedenken trüben den Aufenthalt. Nach 34 „vortreffli-  
chen“ Wochen könne sein „Gewissen dieses Leben länger nicht mehr leiden“, und  
er nimmt seinen Abschied.<sup>90</sup> Klenner stellt in seinem Bericht die eigenen Erleb-  
nisse meist hinter die oft „statistische“ Beschreibung der örtlichen Verhältnisse  
und Merkwürdigkeiten. Er, der – wie der Herausgeber berichtet – vom „schlechten  
Handwerksmann bis zu der magistratischen Würde gestiegen, und nunmehr mit  
Hülfe eines natürlichen guten Verstandes, verschiedenen ansehnliche Aem-  
bter und Ehrenstellen in seiner Vaterstadt“ bekleidet,<sup>91</sup> erweist sich in dieser Völlerei und  
mehr noch durch deren ausführliche Beschreibung wohl gerade als das, was an-  
dere als einen Handwerker der übelsten Sorte beschrieben hätten, einen mit recht  
profanen Bedürfnissen und Wertmaßstäben. In beiden Fällen, bei Günther wie bei  
Klenner, ist der religiöse Unterschied nicht bloß Auslöser für Todesängste, er ist  
auch der Stoff für Schwänke, für Geschichten von der eigenen Gewieftheit und vom  
glücklichen Überstehen von Abenteuern.<sup>92</sup>

Wenngleich die Gesellen durch ihren Beruf eine überregionale Gemeinschaft  
vorstellen und Integration sowie die Verwaltung vieler fremder Gesellen ermögli-  
chen, bleibt die regionale Herkunft von Bedeutung: Woher? Wohin? Welcher Lands-  
mann? seien die ersten Fragen, die gestellt würden, wenn Handwerksburschen zu-  
sammentreffen. Daß diese fast überall auf Landsmänner stoßen, liegt zum Teil an  
der enormen Mobilität, aber auch an den sehr flexiblen Definitionen von Lands-  
mann. Je nach Kontext kann derselbe Ort, dieselbe Provinz oder auch lediglich  
dieselbe Sprache als Verbindendes gemeint sein.

89 Klenner, Gerbergeselle, wie Anm. 44, 46.

90 Ebd., 46 f.

91 Ebd., 6.

92 Johann David Scholtz wird auf seiner Wanderschaft nicht mehr bedroht, jedoch nach seinem  
Bekenntnis: „Ja, liebes Mädgen, ich bin auch ein Lutheraner“, „wurde sie weiß wie eine Kalkwand  
und der Schreck hatte sich ihrer ganz bemächtigt.“ Sie hält ihn für einen Ketzer – für Scholtz  
ein Anlaß zu Betrachtungen über das steirische Volk: „So ist es in einem Lande, wo Pfaffentum  
und Jesuitismus das Volk beherrscht und die Regierung es duldet, wie das Volk von Pfaffen-  
und Jesuitenstücke verdummt wird. Das Steirische Volk ist ein sehr guttes treuherziges Volk und  
würde es noch mehr sein, aber durch den Jesuitismus werden sie tückisch gemacht.“ Reise, wie  
Anm. 75, 169 u. 170. Ähnliches meint er auch von Alt-Bayern, wo das gemeine Volk „noch weit  
finsterer katholisch ist, als in Tirol.“ Ebd., 132 ff.

## Autobiographie als Bewerbung

Es gibt mehrere Bezugsrahmen, sich in der Fremde zu verorten. Religion, Sprache, regionale Herkunft können Differenz auf tun und Solidarität begründen. Es ist oft eine Frage der situationsabhängigen Interessenabwägung, welchem Prinzip gefolgt wird. An den Rändern der eigenen handwerklichen Kultur sind es oft diese anderen Bezüge, erst dort scheinen die Handwerker wirklich in der Fremde zu sein. Doch sogar das Verlassen des vertrauten Terrains kann handwerkliche Ambition sein.

Der Versuch, in bestimmter Art Handwerksbursche zu sein, kann an die Grenzen der Integration in das Handwerkliche führen, obwohl Wanderschaft der Sozialisation in das, was offiziell als Handwerk durchgesetzt ist, dienen soll. Aber wir lesen sogar Texte von Handwerkern, die Wanderschaft zum Versuch nützen, sich aus dem Handwerk zu entfernen. Der Verfasser des folgenden Beispiels tut dies in doppelter Hinsicht, indem nämlich auch noch die Lebensbeschreibung passagenweise den Ton eines Bewerbungsschreibens annimmt.

Johann Caspar Steube charakterisiert sich in seinen 1791 erschienenen Aufzeichnungen als „Schuhmacher und italiänischer Sprachmeister in Gotha“.<sup>93</sup> Diese Selbstbeschreibung steht in merkwürdigem Gegensatz zu dem Umstand, daß seine Schusterlaufbahn nur wenig Raum in seinen Schilderungen einnimmt.

Nach der aus Geldmangel und Zufall getroffenen Berufswahl und nach der Lehre verläßt er seinen Heimatort. Er arbeitet zunächst als Geselle einige Zeit an verschiedenen Orten<sup>94</sup> und wechselt dann in den schwedischen Kriegsdienst, wovon er sich ein gutes Einkommen und sozialen Aufstieg verspricht. Später fährt er zur See und arbeitet – wiederum als Schuhmacher – in Italien, um die Sprache zu erlernen. Mit Handzeichen gibt er sich dem italienischen Schuster zu erkennen. Nach verschiedenen Berufswechseln und 19 Jahren in der Fremde, also nach einem, wie er selbst meint, sehr bunten Leben, kehrt Steube in die Heimat zurück. Aus einer Notsituation heraus will er nun „die seit 15 Jahren vergrabne Schuhmacherei auf eine zeitlang hervor suchen“. Den Versuch, sich als Schuster zu legitimieren, beschreibt er folgendermaßen:

Der Herbergsvater, so die Gesellen gewöhnlich in Arbeit bringt, und beym Eintritte in seine Stube glauben mochte, daß ich ihn durch die Erhandlung eines Paar Schuhes in Nahrung setzen wollte, empfing mich sehr freundlich: als ich ihm aber zu verstehen gab, daß ich ein Schuhmachergeselle, und als ein solcher in Arbeit zu treten Willens sey, so

93 Wanderschaften und Schicksale von Johann Caspar Steube. Schuhmacher und italiänischer Sprachmeister in Gotha. Mit Kupfern, Gotha 1791.

94 Zunächst ein Jahr, dann sechs Wochen, dann zehn Monate.

betrachtete er mich vom Kopf bis zum Fuß sehr aufmerksam, und frug mich, ob ich auch eine Kundschaft hätte, da ich ein Schuhmachergeselle seyn wollte. Weil ich diese Frage vermuthet hatte, so gab ich ihm meinen in lateinischer Sprache gedruckten Temiswarer Paß, den er von Wort zu Wort durchlaß, und auf seine Ehre betheuerte, daß dieses die erste französische Kundschaft sey, die ihm zu Gesichte komme.<sup>95</sup>

Daß sich der Schuster hier als Schuster ausweist, erscheint als ein Täuschungsmanöver, die Kontrolle des Meisters wird als Farce dargestellt. Im Gegensatz dazu gelingt es Steube in seiner Zeit in Wien erfolgreich, den Schuster zu verbergen. Dort habe er im Haus einer Baronesse verkehrt, und so konnte es

nicht fehlen, ich mußte zuweilen mit Personen außer meiner Sphäre in Kollission kommen. Da ich nun, außer etwas Sprachkunde, in keiner Wissenschaft etwas reelles gethan habe und nichts thun konnte, so mußte ich im Reden sehr piano zu gehen, und meine Blößen zu verdecken suchen, doch wußte ich das wenige so ich vom Superficiellen aufgeschnappt habe, so wie viele andre, zur rechten Zeit auszukramen und an den Mann zu bringen, daß man in diesem Hause so gefällig war, mich würrklich für einen Studierten und so gar, verzeih mirs Gott! für einen Exjesuiten zu halten. Niemand witterte etwas vom Schuster.<sup>96</sup>

Mit diesem Exempfel illustriert er seine Fähigkeit, den Schuster so zu „verkleistern“, „daß solcher nirgends durchschimmern sollte“.<sup>97</sup> Dies führt er am Ende seines Textes als Qualifikation unter anderen an, als zusätzlichen Vorzug zur Kenntnis der italienischen, französischen, wallachischen und englischen Sprache. Seinen umfassenden Kenntnissen von Land und Sitten der Wallachei gibt er breiten Raum.<sup>98</sup>

In Wien gelingt es Steube, selbst als er „dem Triebe“ nicht widerstehen kann und versucht, sich Schuhe zu machen, mit pechbeschmutzten Händen seine Tischgesellschaft zu bluffen.<sup>99</sup> Es gelingt ihm aber auch umgekehrt, den oben genannten Herbergsvater von seinem Schuster-Sein zu überzeugen, was nicht weniger als Täuschungsmanöver erscheint. Dadurch bestätigt er sich selbst in seiner Distanz zu seinem Gewerbe. Diesem Prinzip folgt auch der Bericht über die ihm zugewiesene Gesellenstelle. Wie es ihm in Wien ein leichtes scheint, gelehrte Bildung zu simulieren, so eignet er sich hier wiederum die Handgriffe der Schusterei an:

95 Wanderschaften, wie Anm. 93, 323 f.

96 Ebd., 378.

97 Ebd.

98 Ebd., 237 ff.; vgl. auch Johann Caspar Steube, Briefe über das Banat, Eisenach 1793.

99 Wanderschaften, wie Anm. 93, 379 ff.

Im Anfange fand ich würrklich, daß mir viel besonderes von dem, was zur Fertigkeit im Arbeiten gehört, entfallen war, und es dauerte beynahe 8 Tage, ehe sich mein Schuhmachertalent wieder entwickeln wollte. (...) und des Feyerabends vertrieb ich mir die Zeit damit, daß ich im Petrarck, dem einzigen Buche so ich von Wien mitgenommen hatte, las; welcher Zeitvertreib Meister Petzen so wenig gefiel, daß er den Kopf schüttelte, und mich oftmals fragte, ob ich auch in dem Buche lesen könne?<sup>100</sup>

Die Lebensart sei ihm fremd geworden, ebenso die Etikette zwischen Meister und Gesellen und der gebieterische Ton des ersteren. Als Schustergeselle anerkannt zu werden wird quasi zur doppelten Degradierung, erstens vom freundlich empfangenen Kunden zum Handwerker, zweitens zu einer niedrigen Position innerhalb seines Gewerbes. Schon hat er es mit Altgesellen zu tun, die ihre Vorrechte behaupten. Er berichtet von den „stolzen Minen“ der „in corpore versammelten Schuhmachermeister“, als er Meister werden will.

Auch bei Steube fehlen Schilderungen skurriler Zunftbräuche, „hergebrachter Handwerksgewohnheiten“, „widersinniger Handwerksgrillen“ nicht.<sup>101</sup> Als Meisterstück wird von ihm verlangt, Stiefel zu machen, die „blos für einen isländischen Bären gemacht zu seyn scheinen.“ Erfolglos wiegt er seine 19 Jahre dauernde Reise gegen eine reguläre Wanderschaft auf:<sup>102</sup>

Wenn ein respectiver Schuhmachergeselle von Gotha nach Langensalza wandert, daselbst ein Jahr arbeitet, und sodann bey dem Handwerke einmuthet, so hat er nach Verlauf der andern zwey Jahre, wenn er auch gedachten Ort nicht verlassen hat, ein unbezweifeltes Recht, sogleich als Meister angenommen zu werden; ich hatte 19 Jahre auf einem ziemlichen Theile unser alten Halbkugel herum gewandert, und meine Schuhmacherkunst in Rom ausgeübt, wo ich Gelegenheit haben konnte, Pantoffeln zu machen, die von manchem – geküßt wurden; demohngeachtet musste ich 5 Thaler für die nicht gehaltene Muthzeit bezahlen.<sup>103</sup>

Steube entwertet seine handwerkliche Qualifikation: Diese „gewiß sehr nützliche Profession“ verlange nur einen sehr mittelmäßigen Kopf.<sup>104</sup> Demgegenüber hebt er seine Bildung hervor und stellt sie den rohen Sitten des Handwerks gegenüber. (Zeitgenössische Kritiker würden wohl meinen, er habe durch seine Reise eine „all-

100 Ebd., 324 f.

101 Ebd., 343.

102 Steube überzeugt den Historiker nicht: „vagabundierender Steube“ schreibt Maurer ohne weiteren Kommentar, ders., Biographie, wie Anm. 50, 150.

103 Wanderschaften, wie Anm. 93, 337 f.

104 Ebd., 11.

zugroße Verfeinerung“<sup>105</sup> erfahren.) Bei aller Verzweiflung über seine Profession verläßt Steube nie der Ton der Ironie. Er betont etwa,

daß ich jederzeit geglaubt habe, und noch glaube, daß ein Handwerksmann, und also auch ein Schuhmacher, der sein Gewerbe gut erlernt hat, und ein ehrlicher Mann ist, in der Kette der Menschheit ein nützlicheres Glied sey, als ein Halbgelehrter, und ich gestehe, daß, wenn ich nicht durch falsche Vorspiegelungen überredet worden wäre, ich diese Profession, welche gewiß eine der nützlichsten ist, nicht aufgegeben haben würde, ohngeachtet sie meiner Gesundheit nachtheilig ist.<sup>106</sup>

Als Schuster sieht sich Steube in der Nachfolge von Hans Sachs.<sup>107</sup> Daß er, nachdem er Meister geworden ist, das Handwerk wieder aufgibt und erfolglos versucht, sich als Sprachlehrer und Übersetzer zu etablieren, kann er nicht bloß als Frage der Neigung darstellen, sondern hebt die Unfreiwilligkeit des Unterfangens, bedingt durch seine körperliche Konstitution, hervor. Er hält es nicht nur für erlaubt, er erklärt es zu seiner Pflicht, berufsbedingten Schäden vorzubeugen.<sup>108</sup> Da ihm auch die Kundschaft mißtraut,<sup>109</sup> woanders arbeiten läßt, weil sie glaubt, er habe als Sprachlehrer ohnehin sein Auskommen, ist er auch als Schuster nicht erfolgreich.

Oft wird im Zusammenhang mit dem Handwerk auf die charakteristische Arbeitsehre, den Berufsstolz, verwiesen. Die Autobiographik thematisiert – wie eingangs erwähnt – die Beschämung, nicht als Handwerksgehilfe, sondern als Bettler zu gelten, ebenso wie den Stolz, mit Achtung behandelt zu werden, obgleich man bloß Handwerker ist. Es findet sich aber auch – wie bei Steube – die Scham, nur Handwerker zu sein. Das Schreiben der Lebensgeschichte zeigt Ambitionen aller Art, nicht jedoch die Fraglosigkeit des Gegebenen.<sup>110</sup> In seinem Bemühen, den Schuster zu verstecken, abzulegen, zu verleugnen, erzeugt und bestätigt Steube – darin liegt wohl die Tragik dieser Geschichte – immer wieder sein Schuster-Sein. Am Ende seiner Lebensgeschichte muß er feststellen: „Denn ich weiß, wie schwer es hält, sich ohne Kanäle in ein ander Geleise hinein zu arbeiten.“<sup>111</sup>

105 Preisschrift, wie Anm. 43, 112.

106 Wanderschaften, wie Anm. 93, 343.

107 Vgl. ebd., 360 u. 396.

108 Vgl. ebd., 376.

109 Vgl. ebd., 363.

110 „Der ‚ehrbare‘ Handwerker repräsentiert seinen Stand, der ‚tüchtige‘ tendiert ihm zu ent wachsen“, Stadelmann u. Fischer, Bildungswelt, wie Anm. 1, 84.

111 Wanderschaften, wie Anm. 93, 382.